

Von den Ursachen deutscher Not.

Wenn wir nach den Gründen des deutschen Schicksals suchen, dann mag es vorab uns zum Troste gesagt sein, daß sie nicht einzig in unsrer Schuld liegen. Wir können darauf hinweisen, was uns wider alles Recht der Feind hat angetan. Wer immer die Wogen des Unheils verfolgt, die über uns sich ergossen haben, wird notwendig nach Versailles geführt, wo ihre reichste Quelle fließt. Versailles beschloß einen langen, furchtbaren Krieg, in dem das deutsche Volk mit einer in der Geschichte unerhörten Ausdauer bis zur Erschöpfung sich einer vielfachen Übermacht erwehrt hatte. Aber der Friede, der diesem Kriege ein Ende machen sollte, war schlimmer noch als der Krieg. In diesem Frieden wurden alle die schönen Grundsätze mit Füßen getreten, die unaufhörlich von der Entente als Leitmotive ihres Handelns verkündet waren. Man hat bemerkt, daß unter den 83 000 Worten der 440 Artikel, die den Vertrag von Versailles bilden, kein einziges Mal der Name Gottes vorkomme. Und es ist wohl gut so; denn der Name Gottes wäre in diesem „Frieden“ wie eine Blasphemie erschienen.

Doch selbst die harten Bedingungen des Versailler Vertrags genügten den Siegern nicht. Nachdem man Deutschland große Landesteile mit wertvollen Bodenschätzen, Kolonien, Schiffe und Waffen genommen hatte, begann eine erbarmungslose Erpressungspolitik mit Ultimaten und Diktaten, die jede ruhige Aufbauarbeit unmöglich machte und das verarmte Land durch unerschwingliche Besatzungskosten ausaugte.

Durch immer neue „Sanktionen“ wurde neben dem politischen auch das wirtschaftliche Leben des Landes in völlige Verwirrung gebracht, Hunderttausende mit Arbeitslosigkeit, Ausweisung und Hunger bedroht. Die Welt aber, die sich einst über die Verletzung der belgischen Neutralität nicht genug entrüsten konnte, sah unschlüssig und untätig, von Ratlosigkeit gebannt, diesem Unrecht zu.

Der Friede von Versailles lastet wie ein Fluch nicht nur auf Deutschland, sondern auf ganz Europa. Diese Erkenntnis dringt allmählich in immer weitere Kreise, und selbst in den Ländern der Entente mehrten sich die Stimmen, die das am deutschen Volke begangene Unrecht und das durch Versailles grundlegte Unheil wenigstens in Worten eingestehen und offen verurteilen.

Gleich nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrags schrieb die römische Civiltà Cattolica (Nr. 1659/60 vom 2. und 16. August 1919): „Wir haben es sofort gesagt und wiederholen es mit erhobener Stimme: Wir haben einen neuen Krieg beschlossen, der den Völkern unter der höhnenden Marke ‚Friedensvertrag‘ auferlegt ist. . . . Er ist ein Weihenakt des Hasses, eine Eingebung der Rache, eine Verewigung des Krieges, er läßt an Stelle des Waffenkrieges eine neue Form des Krieges treten, den sozialen Krieg.“¹ Benedikt XV. hat es wiederholt beklagt, daß der offizielle Friede die Gemüter nicht beruhigt habe, und wie sein Vorgänger, hat auch Papst Pius XI. in seiner Enzyklika vom 23. Dezember 1922 und bei andern Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß

¹ Vgl. diese Zeitschrift 98 (1919/20) 334.

Stimmen der Zeit. 106. 5/6.

dem Unglück des Krieges kein wahrer Friede gefolgt sei und daß versteckte und offene Feindseligkeit das ganze politische und wirtschaftliche Leben beherrsche und zu unerträglichen Zuständen führe.

Wollte man im einzelnen die Wahrheit dieser Worte dartun, dann könnte man das ganze Buch des früheren italienischen Ministerpräsidenten Nitti über „Das friedlose Europa“ ausschreiben. Er faßt sein Gesamturteil dahin zusammen, „daß der Niedergang Europas durch die Friedensverträge in drohende Nähe gerückt ist als durch den Krieg. Mit jedem Tag sinkt es tiefer und tiefer. . . . Die kürzlich geschlossenen Verträge, welche die Beziehungen zwischen den Völkern regeln oder, besser gesagt, regeln sollten, bedeuten einen erschreckenden Rückschritt, bedeuten die Verleugnung aller anerkannten staatsrechtlichen Grundsätze. . . . Das dem Kriege entronnene Europa wird nunmehr von Intrigen, Geheimverträgen, Gärungen langsam zermürbt; neue Kriegsdrohungen, neue Ausbrüche von Mißstimmung liegen in der Luft. . . . Eins steht fest: die heutigen Verträge bedrohen Sieger und Besiegte mit dem Untergang; sie haben Europa nicht den Frieden geschenkt, sie haben vielmehr einen Kriegs- und Gewaltzustand geschaffen. Die Verträge waren, wie Clemenceau sich ausdrückte, ein Mittel, um den Krieg fortzuführen.“

Aus der jüngsten Zeit seien noch drei andere gewichtige Stimmen des Auslandes wiedergegeben, denen man leicht entnehmen kann, wie schwer Deutschland unter den Nachwirkungen des Versailler Friedens leidet.

Der südafrikanische Premierminister Smuts führte laut Manchester Guardian in einer Rede auf einem Bankett der Völkerbundsliga am 25. Oktober 1923 u. a. aus: „Was ist aus den Grundsätzen geworden, für die der große Preis des Krieges gezahlt wurde? Die Begeisterung ist vorbei, der moralische Idealismus ist vor der harten, zynischen Wirklichkeit verschwunden. Unsere Versprechungen an unsere Völker, unsere Gelübde zu Gott, unsere heiligen Verpflichtungen gegenüber den Toten — alles ist vergessen. . . . Es gibt keinen einzigen Grundsatz des Völkerbundsvertrages, der nicht verletzt und unter die Füße getreten worden wäre. Die Nationen haben nicht zu ihrem Wort gestanden. . . . Gewalt wird in unmenschlicher Weise angewandt. Ehre und Selbstachtung anderer Nationen werden nicht geschont. In internationalen Dingen herrscht eine verhärtete, brutale Selbstsucht, die fast unglaublich ist. Überall Verleugnung des menschlichen Geistes, überall Verachtung des Geistes der Menschlichkeit. . . . Wir sehen die rücksichtslose und gewissenlose Anwendung von Gewalt, Gewalt ohne Maß und ohne Erbarmen.“

In ähnlichem Sinne schrieb der angesehene englische Journalist Garvin im Observer vom 28. Oktober 1923: „Wir und auch Amerika kämpften niemals für die Vernichtung Deutschlands und dafür, daß in Europa eine von Hunderttausenden schwarzer Truppen gestützte französische militaristische, neu-napoleonische Hegemonie errichtet werde. Da wir niemals dafür kämpften, werden wir sie auch niemals annehmen. Die Zivilisation im allgemeinen wird sie niemals annehmen. Langsam, aber sicher werden sich unwidderstehliche Kräfte dagegen sammeln. Wenn wir gewußt hätten, daß hinter dem Anspruch auf Elsaß-Lothringen dauernd eine ungeheure reservatio mentalis steckte, die Schlimmeres vorsah als eine Wiederbelebung der Politik Ludwigs XIV. und Napoleons, dann hätte die Entente niemals bestanden, die Vereinigten Staaten wären niemals nach dem Kontinent gekommen, kein Tropfen englischen oder amerikanischen Blutes wäre dort vergossen worden. Was jetzt vor unsern Augen vor sich geht, ist die offene Begünstigung des Separatismus und der Anarchie durch Frankreich und Belgien unter einer durch Entbehrung und Hunger zur Verzweiflung getriebenen deutschen Bevöl-

ferung. Verglichen mit den Kundgebungen der Alliierten und ihrer Assoziierten während des Krieges handelt es sich um eine der furchtbarsten und schmachlichsten Verhöhnungen in der Geschichte der Menschheit.“¹

In der amerikanischen Zeitschrift *The Atlantic Monthly* (Dezember 1923) zeichnete der bekannte schwedische Volkswirtschaftler Gustav Cassel ein getreues Bild von dem wirklichen Europa, wie es heute nach Versailles ist (*Realities and Europe*): „Es war versprochen worden, die Welt solle für die Demokratie gerettet werden — nun sträubt sich die öffentliche Meinung, die Tatsache anzuerkennen, daß wichtige Teile Mitteleuropas in einen Zustand gebracht werden, der sich sehr wenig von Sklaverei unterscheidet. . . . Wir glaubten einst an einen dauernden Frieden als Ergebnis des großen Krieges — da ist es denn eine bittere Enttäuschung, zu erfahren, daß der Friede, der Mitteleuropa zuteil wurde, nichts ist als eine Fortdauer von Feindseligkeiten, die darauf berechnet sind, ein Volk zu vernichten, und zwar gründlicher, als es selbst der offene Krieg vermocht hätte.“

Unter dem äußern Druck und der wirtschaftlichen Anarchie haben sich die Leiden des deutschen Volkes in einem Maße gesteigert, das auch die Tapfersten mit Hoffnungslosigkeit schlägt und der Verzweiflung nahebringt. Not und Elend sind in zahllose Familien eingezogen. Immer mehr wirken sich zudem die gewaltigen Erschütterungen aus, die eine Folge der Revolution sind. Die soziale und politische Umschichtung führt zu beständigen Spannungen und Zuckungen des öffentlichen Lebens und zeitigt die widerwärtigsten Erscheinungen. Denn auch die Wucht des ungeheuren Schicksals vermochte nicht die Deutschen in einem gemeinsamen Erleben zusammenzuschließen. Im Gegenteil, alle Risse und Spalten in unsrem Volkstum öffneten sich aufs neue und ließen die einzelnen Volksteile ihre beste Kraft in gegenseitigen Anklagen und Befehdungen vergeuden. Es ist in der Tat so, als ob in der deutschen Seele der Wahnsinn der Selbstzerfleischung hause. In einer Zeit, da wir von Feinden umstellt sind und größte Einigkeit das erste Erfordernis der Stunde ist, kämpft der Norden gegen den Süden, der Süden gegen den Norden, Stand gegen Stand, Partei gegen Partei, Bekenntnis gegen Bekenntnis, Verein gegen Verein.

Alle guten und schlechten Eigenschaften, alle Widersprüche und Unbegreiflichkeiten des deutschen Wesens scheinen sich heute verschworen zu haben, uns und den andern Völkern ein rätselvolles Schauspiel zu bieten. Wir Deutsche sind fürwahr ein wunderbares Volk. Wir haben eine starke Sehnsucht nach Einheit und Ordnung, eine von andern oft beneidete Begabung für Organisation und zerfallen doch in tausend Gruppen und Grüppchen, die sich unversöhnlich gegenüberstehen. Wir begeistern uns für weltweite Ziele und weltfremde Träume und verbeißen uns doch gerne mit eigensinniger Wut in Kleinigkeiten, in einen Strohhalbm. Wir sind kritisch bis zum Übermaß und fallen doch so leicht auf jedes vorgehaltene Schlagwort, auf jeden Rödter herein. Wir werfen uns mit Stolz in die Männerbrust und wollen die ganze Welt nach unsrem Ebenbilde formen, und dann beten wir wieder in kindischem Wahn alles Fremde an, des eigenen Wertes nicht achtend. Wir haben im Kriege das Unglaublichste wahr gemacht und die Bewunderung der Welt erregt und sind heute hilflos wie Kinder.

¹ Vgl. „Köln. Volkszeitung“ Nr. 795 vom 31. Oktober 1923.

Bei großen Einsichten und Entschlüssen ist der Mensch von erstaunlicher Langsamkeit; er muß oft wie mit Peitschenhieben dazu getrieben werden. So zwingt heute die Zeitlage jeden ernstesten Deutschen, über die Eigenart des deutschen Menschen und der deutschen Verhältnisse nachzudenken. Wenn je, so ist jetzt für uns als Volk die Stunde der Selbstprüfung und Selbst-erkenntnis gekommen; denn vor unsern Augen entrollt sich das deutsche Problem in seiner ganzen Breite und Tiefe. Wenn auch wir nun den Ursachen unsrer Not nachgehen, so wollen wir nicht alte Wunden aufreißen, sondern nur zeigen, wo die heilende Hand anzulegen ist. In einer Zeit, da so viele Phantasten das Urteil des Volkes verwirren, ist ein offenes, leidenschaftsloses Wort um so notwendiger, je größer die Übel sind, die in unsrer aufs äußerste gefährdeten Lage jedem Fehlgriff zu folgen pflegen.

Wir Deutsche sind immer ein Volk mit großen Gegensätzen und inneren Spannungen gewesen. In der Mitte Europas gelegen, von neidischen Nachbarn umgeben, ohne natürliche Grenzen und ohne starke politische Einheit, stand das deutsche Land von jeher den Einfällen fremder Heere offen und war unzähligemal verurteilt, der Kriegsschauplatz Europas zu sein. Aber nicht nur das deutsche Land, auch der deutsche Geist war allen kulturellen Einflüssen von Ost und West, von Süd und Nord ausgesetzt. Wir haben den Fremden oft genug nicht nur unsern Arm, auch unsern Geist geliehen. So füllten die Deutschen ihren Kopf mit einem gewaltigen Schatz von Ideen und Phantasien, sie nahmen alle Probleme und Kämpfe der andern in sich auf, aber sie verstanden es weder politisch noch kulturell, ihre auseinanderstrebenden Kräfte auf ein Ziel und einen Weg zu sammeln. Unser Verderben war der Fluch eines ungeordneten Reichtums. Einigen bedeutenden Staatsmännern gelang für kurze Zeit wenigstens die politische Einigung; kaum aber war ihr überragender Einfluß geschwunden, so stoben die einzelnen Gruppen und Parteien, wie von der Kette gelöst, wieder nach allen Seiten auseinander. Die Frage der Einheit ist stets die eigentliche Wunde der deutschen Seele gewesen.

Im Jahre 1810 schrieb Görres seine berühmte, auch heute noch beherzigenswerte Betrachtung: „Über den Fall Deutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt“. In diesem Aufsatze geißelt er aufs schärfste die Zerfahrenheit und Uneinigkeit des deutschen Volkes: „Hat das kleinlichste, armseligste Parteiwesen und bisweilen frecher Mutwille nicht immer die Nation verwirrt, daß sie beinahe über keinen Gegenstand zu einer festen, stehenden Meinung gekommen ist? Hat nicht die unseligste Verwirrung die, denen es Beruf gewesen, über ihr (der Nation) Interesse zu wachen, umnebelt? ... Einem Volke, das so unklar, in sich selbst so geteilt, in so vielem kläglicher Seichtigkeit hingegeben, so übel beraten von denen, die seine Repräsentanten sind, mochte man nicht die Schicksale der Zukunft anvertrauen; solange bis es die Einheit seiner Kräfte erst gewonnen, muß es dienen dem, der zu befehlen weiß. ... Wie sollte aber das deutsche Volk bei seinen fragmentarischen, wirren und unbeständigen Bestrebungen den ordnenden Himmelsmächten Achtung abgewinnen, die nur Taten wollen und leere Worte leicht bis auf den Grund durchschauen? Wie sollte eine Nation, die so lange sich so selbst vergessen, nicht auch endlich vom Schicksal vergessen werden?“¹

Es erhebt sich naturgemäß die Frage, warum beim deutschen Volke die Herstellung der Einheit so ungeheuren Schwierigkeiten begegnet, deren Be-

¹ W. Schellberg, Josef v. Görres' Ausgewählte Werke und Briefe I (1911) 458 462.

wältigung der erleuchtetsten Klugheit und der behutsamsten Hand zu bedürfen scheint?

Da kommen zunächst die politischen Gegensätze in Betracht, die zum guten Teil auf der großen Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme mit ihrer verschiedenen geschichtlichen Entwicklung beruhen. Deutschland ist nie ein Land mit einem bestimmten Mittelpunkt gewesen und wird es nie sein. Es hat in Duzenden von Haupt- und Residenzstädten, in den verstreuten Zentren der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und des Handels ein reiches, kulturelles Eigenleben ausgebildet, das einer Uniformierung widerstrebt. Diese Mannigfaltigkeit, in die sich freilich auch viel Eigenbrötlei und Querköpfigkeit mischt, ist nicht ein überflüssiger oder schädlicher Luxus, sondern der getreue Ausdruck der deutschen Eigenart, die bei aller Einheit doch auch auf Besonderheit besteht. Ehe sich dieses Volk einen Einheitsstaat etwa nach dem Muster Frankreichs aufdrängen läßt, will es lieber von 100 Fürsten oder von 150 Ministern und 2000 Abgeordneten regiert werden.

Indessen schien es, als ob der Staatskunst Bismarcks in der deutschen Reichsverfassung von 1871 ein befriedigender Ausgleich zwischen der Einheit des Reiches und der Verschiedenheit seiner Stämme gelungen sei. Aber es war nur die kleindeutsche, preußische Lösung, die den Erwartungen der ganzen Nation nicht entsprach. Heute geben auch viele Bewunderer Bismarcks zu, daß seine durch Blut und Eisen bewirkte Einheit nur eine Zwischenlösung war, und daß eine bessere und dauerhaftere Lösung erst in der Zukunft gefunden werden müsse. Trotzdem bot die Verfassung von 1871 dem deutschen Volke ein schützendes Dach und eine starke Wehr. Leider war es dem Schöpfer der äußern Einheit Deutschlands nicht gegeben, auch der innern Einheit die Wege zu bereiten. Er war ein Gewaltmensch, dem es nicht lag, fremde Empfindlichkeit zu schonen und mißtrauische Gemüter zu beruhigen. Seine persönliche, verletzende Art des Kampfes war nur dazu angefan, die Risse in unserm Volkstum zu erweitern, statt zu schließen. Sachliche Gegnerschaft wurde ohne weiteres als moralische und nationale Minderwertigkeit gedeutet.

Wie gehässig vielfach die Kampfweise war, haben Berichte aus geheimen Verhandlungen und Unterhaltungen zur Genüge gezeigt. Bismarck schrieb am 14. Dezember 1886 in einem vertraulichen Briefe an Kriegsminister v. Bronsart über Windthorst und Eugen Richter: „Wir müssen uns nur hüten, diese Herren für ehrliche Mitarbeiter am Staate zu halten und zu behandeln. Sie mißbrauchen es, und unsre achtungsvolle Behandlung stärkt ihr Ansehen.“¹ Sein Sohn, der Staatssekretär Herbert v. Bismarck, sagte am 16. Oktober 1886 zum russischen Botschafter Grafen Schuwalow im „Kasernentone“, „daß wir ... schon mehr als genug Katholiken im Reich und ultramontanes Gesindel im Reichstag hätten“².

Die Jahrzehnte, die der Reichsgründung folgten, sind erfüllt von den schwersten innern Kämpfen. Erst wurden die Katholiken als „Reichsfeinde“ gebrandmarkt und mit den Gewaltmitteln des Staates verfolgt. Dann kamen die

¹ Der Brief wurde erstmalig durch die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ Nr. 157 vom 2. April 1922 veröffentlicht.

² Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914 (Sammlung der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes) V (Berlin 1922) 67. Vgl. auch das verletzende Verhalten Bismarcks beim Tode Lasfers: Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte⁶ III (Stuttgart 1923) 297.

Sozialisten an die Reihe, und schließlich wurden selbst die Liberalen an die Wand gedrückt, „daß sie quietstchen“. Auch gelang es in keiner Weise, die Bürger polnischer Nationalität und die Elsaß-Lothringer innerlich mit dem neuen Reich zu verbinden. Es wurden auf diesem Gebiete Meisterstücke politischer Ungeschicklichkeit vollbracht. So ist es gekommen, daß die „Reichsverdrossenheit“ immer wie ein Gespenst in Deutschland umging und bald hier, bald da auftauchte. Vertrauend auf die Macht des Staates hielt man kluge Schonung nicht für notwendig, ja für erbärmliche Schwäche. Das ganze Verwaltungssystem, das deutlich seinen Ursprung aus brandenburgisch-preußischem Geiste verriet, war, ungeachtet seiner großen Vorzüge und bewunderungswürdigen Zuverlässigkeit, doch allzusehr auf lenksame „Untertanen“ berechnet und gewiß nicht geeignet, moralische Eroberungen zu machen oder gar widerstrebende Elemente allmählich zu gewinnen. Behördliche Bevormundung, barscher Befehlston und selbstherrliches Pochen auf die Macht ließen den Bürger immer wieder empfinden, daß er weit mehr als Objekt der Verwaltung denn als freie Persönlichkeit mit natürlichen und verbrieften Rechten angesehen werde. Die Fehler, die dadurch auf den verschiedensten Gebieten begangen wurden, werden uns jetzt mit überreichen Zinsen heimgezahlt.

Über den äußern Kulturkampf wollen wir hinweggehen, um unsre Aufmerksamkeit dem wichtigeren, stillen Kulturkampf zuzuwenden. In den konfessionellen Gegensätzen erschließt sich uns eine weitere Quelle der deutschen Not. Sie reicht schon Jahrhunderte zurück, aber wir begnügen uns auch hier mit einem Rückblick auf die Zeit des neuen Deutschen Reiches. Verfassungsmäßig war dieses ein paritätischer Staat, aber tatsächlich ist es schon so gewesen, wie der protestantische Theologe Faut¹ schreibt: „Wir hatten im alten Deutschen Reich unter Preußens Führung ein — trotz aller Parität — im wesentlichen protestantisches Staatswesen, das getreu seiner geschichtlichen Entwicklung das protestantische Kulturideal vertrat. Instinktiv haben das die deutschen Katholiken immer empfunden; daher konnte auch das große (?) Entgegenkommen, das die katholische Kirche in den letzten Jahrzehnten besonders in Preußen fand, die Abneigung gegen den alten Staat nicht beseitigen.“

In allen Fragen, in die das konfessionelle Moment hineinspielte, und deren waren nicht wenige, zeigte der Staat eine ungeschickte Hand. Er bewies im günstigsten Falle „Entgegenkommen“. Von gewissen wichtigen Ämtern waren Katholiken grundsätzlich ausgeschlossen. Nach Köln kam immer ein evangelischer Regierungspräsident, um den dortigen Erzbischof zu „überwachen“. Das Hervorkehren der „deutsch-protestantischen“ Führung mußte die Katholiken immer wieder stoßen und ihnen das Vaterhaus wie zur Fremde machen. Niemand fand etwas daran, wenn man sie Römlinge, Ultramontane schalt und ihre nationale Zuverlässigkeit verdächtigte. Dabei wurde ihnen allzeit vorgeworfen, Politik und Religion zu verquicken, aber ganz übersehen, daß eben jene ungerechte Behandlung sie in die Abwehrstellung drängte.

Die Folge dieser konfessionellen Spannung war, daß der katholische Volksteil sich dem neuen Staatswesen innerlich nicht verbunden fühlen konnte, und

¹ „Die Christliche Welt“ 35 (Marburg 1921) 515; ebenda 514 sagt derselbe Theologe: „Nach der Begründung des Deutschen Reiches unter Preußens Führung mußte die Zusammenstellung ‚Deutsch-evangelisch‘ auf die deutschen Katholiken verlegend wirken.“

daß auch solche katholische Kreise, denen der Zugang zu den Staatsämtern am ehesten offen stand, sich scheu zurückhielten. Persönliche Unabhängigkeit erschien ihnen begehrenswerter als die zweifelhafte Gunst eines Staates, in dem der höhere katholische Beamte sich stets in einer keineswegs glänzenden Vereinsamung fand und mancherlei Bitternisse zu verkosten bekam. Die leicht erklärliche Zurückhaltung der Katholiken wurde aber von der Gegenseite als versteckte Feindschaft aufgefaßt und vermehrte so das gegenseitige Mißtrauen. Wir sind in Deutschland nie recht zu einem friedlichen Ausgleich der konfessionellen Gegensätze gekommen, wie er z. B. in dem konfessionell ebenfalls gespaltenen Holland schon seit langen Jahren besteht.

Das 19. Jahrhundert brachte eine gewaltige Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse und führte in fast allen Ländern zu scharfen sozialen Gegensätzen. Auch das neue Deutsche Reich hallte bald wieder von den Schlächtrufen des sozialen Kampfes. Man wird nicht sagen können, daß dieser Kampf von den maßgebenden Kreisen mit staatsmännischer Klugheit geführt worden sei. Es ist daher nicht gelungen, die große Masse der Arbeiter mit einem wahren Staatsgefühl zu erfüllen. Zuerst wurde versucht, die sozialistische Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken. Der Erfolg war eine Stärkung der Sozialdemokratie. Dann sollten soziale Reformen ihr den Wind aus den Segeln nehmen. Warum ist auch dieser Versuch fehlgeschlagen?

Vielen ist es in der Tat wie ein Rätsel, warum gerade in Deutschland mit seiner vielgerühmten Sozialgesetzgebung die Arbeiterschaft so wenig staatsbürgerliche Gesinnung bewiesen, ja häufig einen offenen Haß gegen alles Nationale gezeigt hat, wie er selbst dem russischen Nihilisten fremd ist¹. Man wird wohl antworten müssen, daß alle unsere Sozialpolitik nicht an die Seele des Arbeiters gerührt hat. Jede soziale Verbesserung mußte den herrschenden Klassen abgerungen werden² und erschien daher der Masse der Arbeiter als eine dem „Bourgeois“ abgetrogte, kümmerliche Abschlagszahlung auf eine ihm geschuldete Riesensumme, für deren Abtragung sie zu keinerlei Dank verpflichtet seien. Die herrschenden Klassen reichten zwar mit mißmutiger Miene Gaben nach unten, aber sie unterließen es, den Arbeiter nach oben zu heben.

Man kann ohne Zweifel vieles zum Lobe unserer alten Konservativen sagen; sie haben einen Beamtenkörper und einen Verwaltungsapparat geschaffen, dessen hohe Vorzüge in dem Dunkel der Gegenwart erst recht hervorleuchten. Aber niemand wird ihnen feinen Spürsinn für die neue heraufkommende Zeit nachrühmen können. In England gelangten Vertreter der Arbeiter zu Ministerposten; ihre fähigsten Köpfe gewannen so Einblick in die Schwierigkeiten der Regierungskunst, und von diesen Höhen floß viel staatsmännische Einsicht auch in die Kreise der Gewerkschaften. Denn jede Oppositionspartei

¹ Auf dem Parteitag der Unabhängigen Sozialdemokraten in Leipzig sagte nach dem „Vorwärts“ (Nr. 18 vom 11. Januar 1922) der Reichstagsabgeordnete Crispian am 11. Januar 1922 unter stürmischem Beifall der Versammlung: „Wir kennen kein Vaterland, das Deutschland heißt. Unser Vaterland ist die Erde, das Proletariat.“ Ein ähnlicher Ausspruch wäre in keinem andern Lande der Erde möglich.

² Bismarck bemerkte am 26. November 1884 im Reichstag: „Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe, und wenn nicht eine Menge Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existieren.“

wird zahmer, wenn sie an der Verantwortung mitfragen muß, und auch die schärfsten Kritiker werden bescheidener, wenn man sie auffordert, es besser zu machen. In Deutschland wurden die Arbeiterführer in der Opposition gehalten, ohne ihnen jemals zu gestatten, ihr Können einmal vor allem Volke zu zeigen. So gefielen sie sich meist in rein negativer Kritik, und die Phrasen der Volksversammlungen waren und blieben das Rüstzeug, mit dem sie an die großen Fragen der Politik in Presse und Parlament herantraten. Wie verfehlt die Taktik der früher maßgebenden Kreise war, hat die Nachkriegszeit deutlich gemacht. Die dauernde Ausschaltung großer Volksteile von der positiven politischen Mitarbeit mußte sich schließlich an dem Volksganzen rächen, da das Wohl des Ganzen auf dem Mitwirken der einzelnen Teile beruht. Der Sozialdemokratie aber blieb bis zur Revolution bei ihren Anhängern der bestechende Zauber ihres Programms gewahrt; sie waren alle überzeugt, daß der Sozialismus alles ganz anders und weit besser machen könne als seine Gegner.

Zur Verschärfung der sozialen Gegensätze trug nicht wenig auch die gesellschaftliche Abschließung bei, die in Deutschland die verschiedenen Klassen scheidet und sie nur selten zu persönlicher Berührung und sachlicher Aussprache gelangen läßt. Dadurch vermehrten und verstärkten sich die ohnedies schon vorhandenen Vorurteile und Abneigungen. Insbesondere bildete die höhere Beamtschaft eine scharf gesonderte Klasse, die sich aus ganz bestimmten Kreisen ergänzte und in der Gesamtbevölkerung nicht verwurzelt war. So konnte im In- und Ausland der so verhängnisvolle Eindruck entstehen, Deutschland werde von einer Kaste beherrscht, von der es befreit sein wolle. In der Tat, das Korpsburschentum, das sich in der höheren Verwaltung breitmachte, war ein Hohn auf ein einiges Volk. Solche Verwaltungspraxis mag für die Bevorzugten viel Angenehmes haben, solange sie im ruhigen Besitz der Gewalt sind, aber sie rächt sich furchtbar in dem Augenblick, da die Regierung der äußern Machtmittel beraubt und auf die Treue und Mitwirkung des ganzen Volkes angewiesen ist.

Die in Deutschland bestehenden Gegensätze hatten auch in ruhigen Zeiten vollauf genügt, um an die leitenden Staatsmänner die höchsten Anforderungen zu stellen. Nun brach über dieses Land der furchtbarste Krieg und die sinnloseste Revolution der Weltgeschichte herein. Es zeugt für die unverwüßliche Lebenskraft des deutschen Volkes, daß es in diesen Stürmen und Leiden bisher nicht völliger Auflösung verfallen ist. Aber seine Schwierigkeiten wurden ins Unermeßliche gesteigert. Zwar brachte der Beginn des Krieges eine einmütige nationale Erhebung, doch als sich der Krieg in die Länge zog, erwartete bald wieder oben und unten die alte Zwietracht. Wenn irgend etwas aus der umfangreichen deutschen Memoirenliteratur der Nachkriegszeit mit beschämender Deutlichkeit hervorgeht, dann ist es die Uneinigkeit der Männer, die in schwerster Zeit die Geschicke des deutschen Volkes lenkten. Während draußen unsre Heere auf Tod und Leben kämpften, zankte man sich in der Heimat um baltische Kurhüte und preußisches Wahlrecht. Die politische Führung aber hatte weder ein klares Ziel noch eine feste Hand, um dem innern Hader zu wehren. Die Revolution zerschlug nun obendrein auch das äußere Gefüge des Staates und weckte alle bösen Leidenschaften. Wir brauchen es nicht zu be-

Klagen, daß ihren Wirbeln manches Überlebte, manch alter Pops zum Opfer fiel. Aber organisch Gereiftes konnte unter solchem Sturmwind nicht gedeihen.

Alle Revolutionen leiden an der Unterschätzung der natürlichen und geschichtlichen Gegebenheiten, und die deutsche Revolution hat von dieser Regel gewiß keine Ausnahme gemacht. Die Revolution siegte, ohne Widerstand zu finden. Der Übergang vom Alten zum Neuen vollzog sich mit einer Schroffheit, die alles Vorstellungsvermögen überstieg und die Menschen bis in die tiefste Tiefe erschütterte, so daß sie unter der Wucht des erhaltenen Schlages taumelten und Sinn und Ursache des Geschehenen nicht zu fassen vermochten. Aber nach einiger Zeit erwachten die überrannten und betäubten Gewalten wieder zum Leben und machten ihr Recht geltend. Da erkannten wir, daß die Revolution keine unsrer alten Schwierigkeiten gelöst, dafür aber neue hinzugefügt hatte.

Jeder Staat hat im Laufe der geschichtlichen Entwicklung dem Charakter seines Volkes entsprechend bestimmte Grundeinstellungen und Grundformen angenommen, deren Gesamtheit den Typus oder die Struktur gerade dieses Staates bildet. Gewalttsame Eingriffe von außen können zeitweilig Verbiegungen der Struktur hervorrufen, aber alsbald setzen innere, mit der Natur im Bunde stehende Kräfte ein, um das altgewohnte Gefüge wiederherzustellen. Eine oberflächliche Betrachtung der Geschichte täuscht leicht über diese, für den Staatsmann so außerordentlich wichtige Tatsache hinweg. Wo immer uns in der Vergangenheit plötzlich neue, lebensfähige Gestaltungen begegnen, da hatten die neuen Gebilde nur deshalb Bestand, weil sie schon lange im stillen vorbereitet und bei ihrem Erscheinen nur der Ausdruck des schon längst innerlich Gewordenen waren.

Die Urheber der deutschen Revolution aber hatten nichts für den Fall ihres Sieges vorbereitet. Es begann nun in der innern und äußern Politik ein Regieren aus dem Stegreif, dessen Improvisationen das Volk mit schweren Opfern und Leiden büßen mußte. Die innern Wirren nahmen zunächst die ganze Aufmerksamkeit derart in Anspruch, daß für die so wichtige äußere Politik kaum Zeit und Muße blieb. Zudem machte sich hier der Mangel politischer Erziehung in schmerzlichster Weise fühlbar.

Es war alte Bismarcksche Überlieferung, die äußere Politik wie eine Art Geheimlehre zu betrachten, sie nur im engsten, amtlichen Kreise zu behandeln und auch die Abgeordneten nur in völlig harmlose Dinge einzutweihen. Es lag in dieser Praxis die ganze Verachtung der wirklichen oder vermeintlichen Fachleute gegen die „Idioten“. Die Folge war, daß das Volk, vielfach mit Einfluß der Abgeordneten, die äußere Politik ruhig der Regierung überließ, um sich desto eigensinniger in alle Streitigkeiten der innern Politik zu verbeißen. So ist es gekommen, daß unser Volk in den breiten Strom der Weltpolitik hinaustrieb, ohne für diese Gefahrzone gerüstet zu sein. Alle Schwankungen unsres Zickzackkurses sowie die ganze Phantastik unsrer Kriegsziele beruhten auf dieser politischen Unzulänglichkeit. Für die Maßstäbe einer Weltpolitik, für die Möglichkeit und Unmöglichkeit der auf diesem Gebiete liegenden Ziele, für die Methoden des diplomatischen Kampfes waren unsre Augen nicht geschult, und so standen wir hilflos Feinden gegenüber, deren Stärke gerade das verwickelte und verschlagene Spiel der Außenpolitik war. Dem deutschen Volke stand immer nur eine geringe Zahl von Männern zur Verfügung, die für die

äußere Politik überhaupt in Frage kommen konnten. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn zahllose Fehler begangen wurden, so daß auch gute Freunde Deutschlands aus dem neutralen Ausland wiederholt ihrer peinlichen Überraschung über die vielen „Dummheiten“ unsrer auswärtigen Politik Ausdruck verliehen. Die Versäumnisse langer Jahre in der politischen Erziehung unsres Volkes ließen sich natürlich nicht in wenigen Monaten nachholen. Vollends die größte Partei des Landes, die nach der Revolution zu entscheidendem Einfluß gelangte, bestand fast nur aus Funktionären, deren Schweiße zwar vorzüglich für Volksversammlungen eingestellt war, die aber auf dem glatten Parkett der Außenpolitik keinerlei Erfahrung hatten.

Der Kampf der Parteien stand in Deutschland nie auf sonderlicher Höhe. Der Deutsche hat eine wunderbare Gabe der Einfühlung in fremde Kulturen und Dichtungen, doch im eigenen Vaterhause versteht der eine den andern nicht. In seine Gedankengänge eingespannt und seinen Verkehr meist auf Gleichgesinnte beschränkend, ist er nur zu sehr geneigt, in jeder abweichenden Ansicht Bosheit oder Verrat zu wittern und den Gegner, statt mit sachlichen Gründen, mit persönlichen Verdächtigungen zu bekämpfen¹. Auch unsern Staatsmännern fehlte oft genug die Sicherheit des Blicks, um gewohnheitsmäßige Lasterer und Nörgler von aufrechten Freunden des Landes zu unterscheiden, die an Mißständen im Staate eine freimütige Kritik üben.

Der Parteigeist ist ein zerfegendes Gift, das sich in alle Adern des staatlichen Lebens ergießt und jede aufbauende Arbeit unmöglich macht. Er beurteilt alle Vorkommnisse aus dem engen Gesichtspunkt des Eigennuzes, mag darüber das Ganze zu Grunde gehen; ja er hat nur mehr Auge und Sinn für den Kampf gegen die eigenen Volksgenossen. Während bei der eigenen Partei das Schwärzeste weiß gewaschen und jeder Klüngel gerechtfertigt wird, muß bei dem Gegner auch der kleinste Fehler aufgebauscht und ausgeschlachtet werden. Kein Wunder, daß edlere, zartere Naturen, von der inneren Verlogenheit der öffentlichen Verhältnisse angewidert, die Flucht aus dieser vergifteten Atmosphäre ergreifen.

Immer hat der Parteigeist im deutschen Volke eine gastliche Stätte gefunden, aber nach der Revolution fühlte er sich dort recht eigentlich als Herr im Hause. Er konnte sich nach Belieben austoben. Statt über die Irrungen und Wirrungen der letzten Jahre den Schleier des Vergessens zu breiten und an die Zukunft zu denken, statt für unser armes, hungerndes und frierendes Volk zu sorgen und auf die Rettung der besetzten Gebiete bedacht zu sein, bemühten sich viele, immerzu im Schutt der Vergangenheit zu wühlen und neuen Stoff zur Zwietracht herbeizuschaffen.

Von den Segnungen, mit denen das parlamentarische System angekündigt wurde, verspürten wir wenig; vielleicht fehlte dazu Ruhe und Erfahrung, aber das ganze häßliche Intrigenspiel, das im Gefolge dieses Systems einherzuschreiten pflegt, haben wir uns mit erstaunlicher Schnelligkeit zu eigen gemacht.

¹ General *Max Hoffmann* erzählt in seinem Buch „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten“ von einem Gespräch, das er über die Eröffnung des U-Bootkrieges mit dem Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, Dr. *Roesike*, hatte. Hoffmann legte seine ernststen Bedenken gegen diesen Krieg vor, weil wir zu wenig Boote hätten. Darauf wurden ihm von *Roesike* „die schwersten Vorwürfe, wie mangelnde Vaterlandsliebe usw.“ gemacht.

Das hatte nun für Deutschland in seiner verzweifeltsten Lage die unheilvollsten Folgen.

Unser ganzes Parteigetriebe war auf die Voraussetzung eingestellt, daß eine starke, von den Parteien unabhängige Regierung für die stetige Weiterführung der Staatsgeschäfte und für den Ausgleich der entgegengesetzten Interessen sorgte. Das alte System wurde gestürzt, und nun machten sich die Parteien mit all ihrer Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit an das Steuer des Staates. Die zahlenmäßige Mehrheit trumpfte rücksichtslos auf ihre Macht, und da die Gegenstöße der Niedergestimmten nicht ausblieben, war es nicht zu verwundern, wenn das Staatsschiff mehr als einmal in allen Fugen erzitterte und dem Scheitern nahekam.

Die staatliche Umwälzung und die Schwäche der Regierung waren schuld, wenn nicht nur in den Parlamenten, sondern auch im Volke der Parteigeist mit unerhörter Hefigkeit wütete. Kaum gab es ein friedliches Eiland, wohin der Lärm dieses ewigen Streites nicht drang. Die Straßen der Städte wie die Hallen der Wissenschaft waren Zeugen der wütesten Kundgebungen und Kämpfe. Während die einen auf das Licht und Gold des Sowjetsternes schauten und durch beständige Störungen der Staatsmaschine und demagogische Umdriebe schließlich die Diktatur des Proletariats aufrichten wollten, mißbrauchten andere den Namen des Vaterlandes, um die führenden Männer des öffentlichen Lebens in der niedrigsten Weise zu schmähen, durch Schürung des konfessionellen Hasses die bösesten Leidenschaften aufzupeitschen, ja selbst Mord und Hochverrat zu heiligen. Fürwahr, auch auf dem Altare der Vaterlandsliebe brennen viele unreine, flackernde Flammen¹. Selbst unsre Jugendlichen wurden in den Strudel der politischen Zänkereien hineingezogen und bewiesen hierbei eine erschreckende Disziplinlosigkeit. Man merkt, daß ihnen in den Jahren des Krieges die Zucht des Vaters gefehlt hat und daß ihnen jetzt die Zucht der allgemeinen Wehrpflicht mangelt.

Genährt und geschürt wurde das Feuer des Parteizwistes durch die üppige Phantastik, die in der Seele des Deutschen so gern ihr Unwesen treibt. Wir sind ja nicht nur ein Volk von Denkern, sondern auch von Dichtern, und wir dichten und träumen oft an verkehrter Stelle. Das deutsche Volk zeigt in seinem Unglück, wo nur nüchternste Erfassung der Wirklichkeit Rettung bringen kann, eine geradezu beängstigende Widerstandslosigkeit gegen phantastische Wahngebilde und die Verheißungen unberufener Propheten. Die Größe unsres Elends mag vieles erklären; ist ja die Einbildungskraft in Schwachen und Leidenden am stärksten.

Uns fehlt bis jetzt der große Staatsmann, aber Staatsmänner en miniature haben wir in überreicher Menge. Wenn ich im Felde draußen zu den Soldaten kam und ihnen auf ihre unruhige Sehnsucht nach dem Frieden von den Schwierigkeiten eines Friedensschlusses sprach, dann war die ständige Antwort: „Ja, wenn wir es zu sagen hätten, wäre schon längst Friede.“ Sie waren überzeugt, daß diese Sache die leichteste der Welt sei, falls nur sie die Lösung in die Hand nähmen. Diese Sinnesart herrscht auch noch heute bei

¹ Wie heidnisch in manchen Kreisen die Gesinnung geworden ist, geht aus der Tatsache hervor, daß man sogar an der Bitte des Vaterunfers Anstoß nimmt: „Vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“

vielen Deutschen. Sie haben alle das Patent in der Tasche, mit dem sie die aus den Fugen geratene Welt wieder einrenken können.

Es ist für den ruhigen Beobachter von einer unsagbaren Tragikomik, ihren Gesprächen zu lauschen, wenn sie so zusammensitzen oder zusammenstehen. Unwillkürlich hat man den Eindruck, als ob ein Stück Unwissenheit auf dieser armen Welt erschienen sei. Sie wissen ganz genau, natürlich jeder in anderer Weise, nicht nur, wie man den Krieg sicher hätte gewinnen können und wie die Franzosen mit einigen Sturmtruppen aus dem Lande zu werfen seien, sie lösen auch im Handumdrehen die Währungs-, Wohnungs- und Ernährungsfrage. Die Methoden sind je nach dem Temperament gewaltsamer oder zahmer, jedenfalls immer sehr eindeutig und von verblüffender Einfachheit. Unbegreiflich nur, daß die verantwortlichen Männer nicht auf so naheliegende Gedanken kommen. Offenbar muß hierbei Bestechung und Verrat im Spiele sein. Der von der Leidenschaft verengte Blick sieht eben die Dinge einfacher, als sie sind, weil er die nicht willkommenen Seiten verdeckt. Aber der Staatsmann hat in der wirklichen, nicht in einer erträumten Welt zu handeln. Er darf es sich nicht gestatten, Scheuklappen zu tragen, sondern hat die Pflicht, rechts und links zu schauen.

Es ist ein Wahn, zu glauben, jede Änderung bedeute auch schon Besserung, und es ist unverantwortliche Großsprecherei, in einem gequälten Volke Hoffnungen zu wecken, die nicht erfüllt werden können. Der Rückschlag und die Enttäuschungen mehren nur seine Not. Es ist auch immer gefährlich, die Leidenschaften der Massen aufzustacheln; denn schon oft sind Führer durch die Ungeduld ihrer urteilslosen Anhänger zu Entscheidungen gedrängt worden, die jene selbst nicht wollten und nicht verantworten konnten. Eine unreife Idee, ein nicht nach allen Seiten überlegtes Unternehmen zerschellt bei dem ersten Schritt aus dem Dunst der Volksversammlungen an den übersehenen Hemmnissen der Wirklichkeit. Es ist in unruhigen Zeiten die schwerste und undankbarste Aufgabe des Staatsmannes, dem stürmischen Vorwärtsdrängen der Nation Zügel anzulegen und ihrem irrenden Suchen den rechten Weg zu weisen. Er soll die verhaltene Kraft des Volkes nicht brechen noch der Verzweiflung überantworten, aber er kann auch kein Feuer brennen lassen, dessen Auslodern er nicht wünschen darf, noch mit einem Gedanken spielen, der, von andern aufgefangen, einen verheerenden Brand entzünden könnte.

Hier bedroht nun den Weg des Deutschen eine neue Gefahr, die aus dem Mißbrauch großer Namen und dem falschen Schein von Autorität entspringt. Der Mensch sucht bei folgenschweren Entschlüssen nur zu gerne hinter einem Größeren Deckung, aber dadurch ist er keineswegs gegen Irrtum und Mißgriffe gefeit noch der eigenen Verantwortung überhoben. Auch bei verdienten Männern ist die Prüfung auf ihre Führeigenschaft unerläßlich und die Frage unabweisbar, ob sie gerade auf ihrem Fachgebiete sich bewegen oder als Dilettanten der Staatskunst sich betätigen¹. Mit Recht

¹ Die so häufige Unfähigkeit der Generale zur Beurteilung politischer Verhältnisse scheint eine internationale Erscheinung zu sein. Wie im zweiten Bande der Memoiren Wilsons (herausgegeben von Ray Stannard Baker [Leipzig 1923] 75) zu lesen ist, sagte während der Friedensverhandlungen Lloyd George dem General Foch vor den Kopf, er hoffe, daß Marschall Foch sich nicht verletzt fühlen möchte, wenn er sage, daß er befürchte, sein Urteil in politischen Angelegenheiten sei geeignet, Zweifel über sein Urteil auf strategischem Gebiete zu erregen.

bemerkt Treitschke: „Die blinde Heroenverehrung wird zur weitverbreiteten Krankheit nur in Zeiten, die mit Stolz eine ungeheure Kulturaufgabe auf ihren Schultern fühlen, doch mit geheimer Angst sich bekennen, daß ihre Kraft der Last kaum gewachsen sei. . . . Aber wie wenig es dem Menschen frommt, zu knien vor Göttern von Fleisch und Blut, das begreifen wir erst, wenn ein verschlagener Kopf die praktischen Folgerungen aus den Sätzen des Heroenkultus zieht.“¹ Nicht blindes Schwören auf Autoritäten, sondern nur nüchternes Prüfen und Erfassen der Wirklichkeit kann uns den Weg aus dem Dunkel der Gegenwart weisen.

Was die politische Not des deutschen Volkes aufs höchste steigert, ist ihr gleichzeitiges Zusammentreffen mit einer der schwersten kulturellen Krisen, die je über die Menschheit und über unser Volk hereingebrochen ist. An warnenden Vorzeichen dieser Krise hat es nicht gefehlt. Die Rundschreiben Leos XIII. sind voll von Mahnungen, auf dem verkehrten Weg umzukehren, wenn der Zusammenbruch unsrer Kultur verhütet werden solle. Wenn aber die moderne Menschheit auf das Haupt der Kirche nicht hören wollte, so hätte sie wenigstens ihre eigenen Propheten beachten sollen. In der Vorrede zum „Willen zur Macht“ verkündet Nietzsche die Heraufkunft des Nihilismus: „Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt überall sich an; für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespitzt. Unsrer ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt, wie ein Strom, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen.“

Wir haben uns nicht besonnen und müssen nun die Folgen unsrer langen Versäumnisse tragen. Unser Volk ist dabei am schwersten geschlagen, weil gerade jetzt, wo ihm ideale Gesinnung am dringendsten not tut, diese so wenig vorhanden ist. Gewiß gibt es auch heute noch ideale Gesinnung, aber wer sie zeigt, muß darauf gefaßt sein, von der großen Menge als weltfremder Träumer verlacht zu werden. Darum sind heute „Reden an die deutsche Nation“ so unfruchtbar, und darum verstummen die Stimmen der Besten, weil sie kein Echo finden. Der Beginn des 19. Jahrhunderts sah auch ein besiegtes, gedemütigtes Deutschland, aber ein Wald bedeutender Männer kündet von dem Wehen eines großen Geistes: Stein, Hardenberg, Fichte, Görres, Arndt, Körner, Eichendorff und viele andere. Wenn wir daran denken, merken wir erst, wie arm wir geworden sind. Das ist ja doch wohl unsre tiefste Not, daß in dieser materialistischen Welt sich die Führer des Geistes wie Fremdlinge fühlen. Hätte je das Wucher- und Schieberwesen in unsrem Volke einen solchen Umfang annehmen können, wenn nicht seine Seele schon seit langem an schwerer Wunde krankte?

Es wäre töricht, in diesem oder jenem einzelnen Grunde die alleinige Ursache unsres kulturellen Niedergangs zu sehen. Aus den verschiedensten Rinnsalen ist der große Strom einer kollektiven Schuld zusammengefloßen, der uns zu verschlingen droht. An erster Stelle aber steht unleugbar die Vernachlässigung des religiösen Geistes.

¹ Historische und politische Aufsätze III (Leipzig 7 1915) 45.

Wer nur etwas die Volksseele kennt, weiß, daß aller Idealismus, der sich dort findet, aus religiöser Wurzel stammt. Dem Gebildeten mag seine Erziehung und Bildung einen gewissen, freilich auch schwachen Schutz gegen Verrohung bieten, bei der Masse fällt mit dem Aufgeben des religiösen Glaubens der letzte Halt gegen den Durchbruch der brutalen Instinkte hinweg. Wie aber hat man systematisch gearbeitet, diesen Glauben zu untergraben! Vor allem fällt hier ein gerütteltes und geschütteltes Maß von Schuld auf die führenden Schichten. An den Stätten der Wissenschaft war selbst der Name Gottes verpönt. Der „alles zermalmende“ Kant hat ja ein für allemal die Gottesbeweise abgetan, und man war herzlich froh, dieser Arbeit nun für immer enthoben zu sein. Daß Kant selbst sein Leben lang gottesgläubig war und es weit von sich gewiesen hätte, als Patron des Atheismus mißbraucht zu werden, spielte keine Rolle; es genügte, daß man auf ihn sich berufen konnte, um aus der Wissenschaft Gott zu verbannen. Wer in wissenschaftlichen Kreisen noch von Gott sprach, wurde mitleidig als Hinterwäldler und Finsterling angesehen.

Was auf den Höhen der Wissenschaft vorging, konnte im Volke nicht verborgen bleiben. Schon Marx und Engels hatten im Namen der Sozialdemokratie den Anspruch erhoben, das Erbe der klassischen deutschen Philosophie anzutreten. Der „aufgeklärte“ Arbeiter, dem man den Himmel genommen, verlangte um so ungeduldiger die Erde.

Mit dem Schwinden des religiösen Glaubens sank naturgemäß die Volkssittlichkeit. Wir beklagen es heute, daß eine erotische Welle durch unser Volk geht und allen Schwung der Seele erstickt. Aber haben wir nicht jahrzehntelang ruhig zugeesehen, wie sich diese giftigen Gase allmählich ausbreiteten? Wir ernten jetzt, was eine entsittlichte Literatur gesät hat. Waren nicht unsre Romane und Theater vielfach dazu angetan, alles Schamgefühl auszurotten und alle Ehrfurcht vor den zartesten Geheimnissen des Lebens zu verhöhnen? Das hohe Lied der Liebe ward zum Gassenhauer entwürdigt, und das „wilde schöne Tier“ gefeiert. Nun wundert ihr euch, daß die Bestie losgelassen ist! Solange sie nur in „Kammerspielen“ eine Gastrolle gab, war sie vielen willkommen, und auch Frauen und Mädchen, die keine Dirnen waren, mußten doch dabei sein. Nun hat das unreine Feuer die breiten Volksmassen ergriffen, und auch die Weisesten wissen nicht, wie man dem Riesenbrande wehren soll.

Die „Freiheit der Kunst“ galt ja höher als das Wohl des Volkes. Mit heißendem Spott wurden alle ernstesten Mahner überschüttet und mit alten Jungfern und Pensionstanten in einen Topf geworfen. Selbst dem Wahnsinn eine Gasse! Auch die abenteuerlichsten, revolutionärsten Stücke fanden eine Freistätte, wenn sie unter der Maske der Kunst sich gaben. Konnte man aber die Ideen trotz allen Entgegenkommens nicht billigen, dann wurde wenigstens der Idealismus des „edlen“ Verfassers gepriesen. Als ob es nicht auch in den Irrenhäusern gutmütige, begabte Menschen gäbe! Und doch entbindet sich die Gesellschaft nicht der Verpflichtung, sie einzusperren. Wir aber ließen alle literarischen Narren auf das Volk los und haben es uns selbst zuzuschreiben, wenn die Zahl der Narren so entseßlich zugenommen hat.

Von einem Volke mit erschüttertem Glauben und zerrütteter Sittlichkeit wird man vergebens Ehrfurcht und Gehorsam gegen die staatliche Autorität

erwarten. Ehrfurcht und Gehorsam sind denn auch in weiten Schichten völlig abhanden gekommen. Raum der Begriff lebt noch in den Köpfen. Das Verhalten gegenüber dem Staate ist dementsprechend. Schon die Revolution war ein Erweis der Feigheit hüben und der Gewissenlosigkeit drüben. Nach der Revolution suchte jeder den armen, entkräfteten Staat für sich auszubeuten oder die sem Staate sich zu versagen. Mühsam keuchte die Staatsmaschine auf ihrem Wege; sie konnte die Last nicht mehr schleppen. Aber statt auf Erleichterung zu sinnen, hingen sich immer mehr an die Maschine. Was früher ein Beamter oder Arbeiter geleistet hatte, dazu benötigte es jetzt deren drei oder vier. Das führte zu einer Überzüchtung von Behörden, die der prompten Abwicklung der Geschäfte nur hinderlich war und durch Vergeudung von Zeit und Kraft zu dem oft gerügten Leerlauf der Wirtschaft beitrug. Auch erlitt die Zuverlässigkeit, Ehrenhaftigkeit und Unbestechlichkeit unsres einst so hochstehenden Beamtentums einen bedenklichen Stoß. Die Demokratie erschien vielen als eine große, bequeme Versorgungsanstalt, in der den Parteifunktionären und ihrer Gebatterschaft mit oder ohne Befähigung die besten Posten vorbehalten seien.

Die sich aber dem neuen Staate versagten, gefielen sich in bitterster negativer Kritik an allen Vorgängen des öffentlichen Lebens und buchten mit unerbittlicher Schadenfreude jeden Mißerfolg der jeweiligen Regierung, oder sie suchten wohl auch den Verfassungsbruch der Revolution durch gewaltsame Erhebung rückgängig zu machen. Sie hatten einst in den Zeiten des Glanzes, wie alle Memoiren bezeugen, den Männerstolz vor Königsthronen arg vermissen lassen, aber gegenüber dem zusammengebrochenen Staat und seiner schwachen Regierung zeigten sie eine auffallende Tapferkeit. Tapferkeit gegen Schwache ist aber nur eine besonders niederträchtige Form der Feigheit.

Zwischen den beiden Extremen stand dann noch die große Zahl der Gleichgültigen. Viele brachten nicht einmal die Überwindung über sich, alle paar Jahre einmal zur Wahlurne zu schreiten. Gerade die bürgerlichen Parteien haben es hier gar sehr fehlen lassen. Oft fehlten 30 oder 40 Prozent der Wähler. Haben wir ein Recht, uns über die „Idioten“ und die „Nullen“ (so geht weithin die Rede) in unsern Parlamenten aufzuregen? Wir haben sie doch gewählt oder wählen lassen!

Es liegt mir vollkommen fern, in pharisäischer Selbstgerechtigkeit nur andere anzuklagen und vor den Fehlern im eigenen Lager die Augen zu verschließen. Auch wir Christen, auch wir Katholiken tragen einen Teil der Schuld an dem politischen, sozialen, religiösen und sittlichen Niedergang unsres Volkes. Auch bei uns gab es viel falschen Schein: schöne Fahnen, aber die unter den Fahnen einherschritten, hatten oft wenig vom echten Geist des Christentums. Ihr Ankämpfen gegen die Schäden im Volksleben war oft bedauerlich matt, wie denn zu allen Zeiten die Feigheit der Guten in der Welt mehr Unheil angerichtet hat als die Bosheit der Schlechten. Und wenn heute in weiten Kreisen der Gebildeten, Arbeiter und Bauern, die sich äußerlich zum Christentum bekennen, der moderne Mammongeist zu solch großem Einfluß gelangen konnte, so muß doch schon vorher manches morsch gewesen sein. Die ernste Frage ist berechtigt, ob wir nicht über glänzenden äußern Demonstrationen des Glaubens das langsame, allmähliche Sterben der echten christlichen Gesinnung und Liebestätigkeit

unbeachtet gelassen haben. Jedenfalls mahnen die Vorgänge der letzten Jahre auch uns eindringlich, der Verinnerlichung des Christentums alle Aufmerksamkeit zuzuwenden und die stille Erzieherarbeit den lauten Festreden vorzuziehen.

Wer den ganzen Knäuel von Ursachen überschaut, aus denen sich das deutsche Unglück zusammenballt, kann unsrem Volke keinen baldigen Aufstieg versprechen. Dieser bitteren Erkenntnis dürfen wir uns nicht verschließen. Zwar bäumt sich das nationale Gefühl dagegen auf. Daher die Zuckungen, die von Zeit zu Zeit durch den Volkskörper gehen, und die oft wunderlichen Versuche, durch eine Gewaltkur plötzliche Heilung zu erzwingen. Gewiß, gäbe es eine Möglichkeit, den gordischen Knoten unsres Elends mit einem Schwertstreich zu durchhauen, wir wollten alle gern dabei sein. Aber eine solche Möglichkeit ist jetzt nicht gegeben, und auch der größte Staatsmann, auch ein Über-Bismarck könnte sie nicht heraufzwingen¹. Wir werden einen mühsamen Weg zu gehen haben, der einen langen Atem braucht. Viel Klugheit, viel Geduld und Ausdauer wird notwendig sein, aber was in langsamer Arbeit unscheinbar heranreift, wird mehr als scheinbaren Bestand haben. Nur über den Berg der Läuterung wird auch für das deutsche Volk der Weg zur Höhe führen.

Was uns vor allem obliegt, ist die sittlich-religiöse Erneuerung unsres Volkes. Nicht von England oder Amerika wird die Hilfe kommen, die Rettung muß vom Unterdrückten selbst ausgehen. Noch denken viele nicht an diese wesentlichste Aufgabe. Aber wer in unsrem Volksleben die Runen des Todes gelesen, wer durch den dünnen Firnis unsrer Kultur die rohe Unbildung durchschimmern sah, weiß auch, wo die Entscheidung über unser Schicksal liegt. Die stolze Sprache vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll, klingt schrill und mißtönig dem Ohre, das alle Dissonanzen unsres nationalen Lebens in sich aufgenommen hat. Wir müssen erst selbst von unsern schweren sittlichen Gebrechen genesen und das noch vorhandene Gute in unsrem Volke zu neuem Leben erwecken.

Wohl hat die Sturmflut, die mit einer alles verheerenden Gewalt über uns hereingebrochen ist, den Schlamm der Tiefe an die Oberfläche geworfen. Dessen giftiger Odem verpestet nun die Luft und droht uns zu ersticken. Aber in diesem chaotischen Gewoge ist das Gute nicht vollends untergegangen. Es bereitet sich trotz allem im stillen eine Zukunft vor, deren wetterharte Züge von großen Leiden, aber auch von tiefen Erfahrungen zeugen. Noch haben breite Schichten unsres Volkes ihren christlichen Glauben bewahrt. Nichts liegt daher näher als der Gedanke, alle diese Volksteile zu einmütiger, friedlicher Aufbauarbeit zusammenzufassen. Damit wäre ein fester Kern geschaffen, von dem die Gesundung ausgehen könnte.

Es war der Grundirrtum der letzten, von materialistischem Geiste beherrschten Jahrzehnte, eine Erneuerung der Erde könne durch äußerliche Mittel, wohl gar durch Aufstachelung der Habgier, des Neides und der Rachsucht bewirkt werden. Wir müssen eine harte Buße für diesen Irrtum leisten. Nein, vom

¹ Zutreffend bemerkt Joh. Haller: „Wer von der Staatskunst fordert, daß sie letzte Wünsche in einem beliebigen Zeitpunkt erfülle, der verkennet ihr Wesen. Der Staatsmann ist kein Zauberer, er vermag nur aus gegebenem Stoffe und nach den Naturgesetzen der politischen Materie zu schaffen.“ Die Epochen der deutschen Geschichte (Stuttgart 1923) 321.

Außern gilt es zum Innern zurückzukehren und in der Pflege aller christlichen und bürgerlichen Tugenden wieder den Grundstein zu legen für das Wohl der einzelnen und der Gesamtheit. Solange wir den alten Geist bewahren, werden wir auch das alte Elend mit uns schleppen müssen. Ohne religiöse und sittliche Erhebung wird es keine politische geben.

In der sittlichen Erneuerung unsres Volkes liegt sein ganzes Heil eingeschlossen. Ist sie erreicht, dann werden all die häßlichen Erscheinungen unsres öffentlichen Lebens, wie Wuchertum, Trägheit, Genußsucht, Untreue, Disziplinlosigkeit, von selbst verschwinden. Zu diesem wünschenswerten Ziele kann und muß jeder an seiner Stelle mitwirken; denn die Reform eines Volkes geht durch die Reform der einzelnen. Zwei besonders wichtige Punkte seien aus dem weiten Bereich der uns gestellten Aufgabe eigens herausgehoben.

Der erste betrifft die wirtschaftliche Hilfe für unsre darbenden Volksgenossen. Die Noth ist bis zu einem Grade gestiegen, der auch das härteste Herz zu tätigem Mitleid erweichen müßte. Die kleinen Ersparnisse früherer Jahre sind verbraucht, der Verdienst gering und durch Arbeitslosigkeit bedroht, während alle Preise gewaltig in die Höhe gegangen sind. So ringen viele um das zum Leben Notwendigste, ja sind dem Hungertode nahe. Mit angstvollen Augen, aus denen die Verzweiflung spricht, schauen sie nach Rettung aus. Wer soll sie bringen? Wir wissen, daß eine vernünftige, gerechte Gestaltung unsrer außerpolitischen Verhältnisse unsrem Volke Arbeit und Brot geben könnte. Aber eine solche Gestaltung herbeizuführen, liegt nicht in unsrer Macht. Wir müssen mit dieser Ungunst der äußern Verhältnisse noch auf lange hinaus rechnen, aber trotzdem alles aufbieten, um dem entsetzlichen Elend zu steuern. Was hilft denn aller Streit über die politische Verfassung unsres Landes, wenn seine Bewohner dahinsiechen? So dankbar wir die karitative Unterstützung des Auslandes anerkennen und annehmen, so sind wir selbst doch den Armen unsres Volkes der Nächste, der sich ihrer zu erbarmen hat. Sollten wir daher nicht die Reihen schließen und die vom Bruderkampfe müde Hand in den Dienst unsrer verlassensten Brüder stellen? Diese gemeinsame Fürsorge für alle Nothleidenden ohne Unterschied der Partei und des Bekenntnisses würde zugleich gar viel zur gegenseitigen Verständigung und zur Beruhigung in unsrem zerrissenen, friedlosen Volke beitragen.

Der zweite wichtige Punkt, auf den wir hinweisen möchten, heißt: Erweckung und Ordnung des Nationalgefühls. Zweifellos geht durch das deutsche Volk ein frischer nationaler Zug; wir verdanken ihn wesentlich dem äußern Drucke, der auf Deutschland lastet und uns bis zum Uebermaße die Bitterkeit eines besiegten und entwaffneten Volkes empfinden läßt. Aber dieses Nationalgefühl äußert sich noch rein triebartig, ohne ruhige Überlegung und ohne klares Ziel. Daher wirkt es bei vielen nur zerstörend und zerspaltend. Wie jede andere Leidenschaft, kann auch die nationale Begeisterung durch Ungestüm und Zügellosigkeit der Sache schaden, der sie dienen will. Die Erhebung eines geknechteten Volkes wird nie der leichte Wurf einer glücklichen Stunde noch das Werk einer kleinen Gruppe sein, sondern nur der mühsam errungene Preis langer, einmütiger, zielbewußter Anstrengung. Eine nationale Bewegung, die von der Bahn der geseglichen Ordnung abweicht, wird alsbald an ihrer innern Unwahrhaftigkeit und Disziplinlosigkeit zusammen-

brechen und die Leiden des eigenen Volkes nur vermehren. National gesinnte Männer sollten daher vor allem über ihre Stellung zur verfassungsmäßigen Gewalt keinen Zweifel lassen. Das Halbdunkel, in das so viele heute ihre Stellungnahme hüllen, ist bedenklich, weil es in Abenteurern die Hoffnung weckt, im Ernstfall auf ihre Mitwirkung rechnen zu dürfen. Der revolutionäre Nationalismus ist daher ebenso zu bekämpfen wie der revolutionäre Sozialismus; denn wer die gesellschaftlichen, sittlichen Bindungen nicht anerkennt, zerreißt die Volksgemeinschaft, mag er auch vorgeben, sie aufrichten zu wollen. Wer selbst zur brutalen Gewalt greift, hat kein Recht, sich zu beklagen, wenn der Gegner das gleiche tut. Was aber soll aus einem Staate werden, dessen Bürger sich wie feindliche Heerhaufen gegenüberliegen?

Bei den vielen Gegensätzen der Bekenntnisse, Stämme, Klassen und Parteien, die sich in Deutschland finden, kann eine geschlossene nationale Einheit nur erreicht werden, wenn tüchtige, unabhängige, selbstlose und gemäßigte Männer die Führung übernehmen. Propheten des Hasses und verbohrte Eigenbrötler können sicherlich nicht die deutsche Einheit schmieden. Stockpreußen sind als Führer ebenso ungeeignet wie Stockbayern oder Stockachsen. Auch verträgt die konfessionelle Lage Deutschlands keine religiösen Fanatiker. Wir brauchen Männer ernster Arbeit, nicht der hohlen Phrase; denn unser Volk ist nach so langen Jahren des Streites aller Heger und Schwäger herzlich überdrüssig. Wir brauchen Männer, die bei aller Schonung der bestehenden Empfindlichkeiten und Sonderbestrebungen doch über alle Parteischranken hinweg den Blick fest auf ein einiges großes Deutschland gerichtet halten¹.

An dem Tage, an dem wir ein einiges Volk mit einem geschlossenen, einmütigen Volkswillen geworden sind, werden wir noch nicht ein freies Volk sein, aber wir haben dann gegründete Hoffnung, es zu werden. Dann werden wir unsern Weg schon finden, und es wird wieder eine Ehre sein, Deutscher zu sein. Wie vor hundert Jahren gelten auch für unsre Lage die ernsten und so mutigen Worte des großen Patrioten Görres (a. a. O. 465): „Was die Deutschen jetzt zu erstreben gesucht, wird ihnen von selbst zufallen, haben sie nur erst innerlich sich dessen wert gemacht; werden sie je zu einer kräftigen, in sich einigen Nation erwachsen sein, die Fesseln, die man ihnen etwa angelegt, werden, wenn sie sich aufrichtet, von selbst zerreißen und in Staub zerfallen.“

Max Pribilla S. J.

¹ Als in der Frankfurter Nationalversammlung der Greifswalder Professor Georg Beseler Kosfuhr und sagte, ein protestantisches Kaiserreich müsse gegründet werden, und wenn die Welt voll Teufel wäre, erwiderte ein katholischer Priester aus Tirol, Beda Weber: „Und wenn die Welt voll Professoren wäre, ein einiges, großes, ein ganzes Deutschland muß es sein.“ Vgl. H. Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860 I (Stuttgart 1908) 190.